

EthnoScripts

ZEITSCHRIFT FÜR AKTUELLE
ETHNOLOGISCHE STUDIEN

Erkundung ethnologischer Arbeitsfelder

Jahrgang 17 Heft 2 | 2015

Kai-Uwe Konnerth

„Es gibt kein richtiges im falschen“ oder: Gibt es Alternativen
zu „Arbeit“?

Ethnoscripts 2015 17 (2): 181-196

eISSN 2199-7942

Abstract

Die in marktwirtschaftlichen Strukturen eingebettete Arbeit findet in bestimmten künstlich hergestellten Formen statt, die eine Aushandlung zwischen äußeren naturalisierten, scheinbar überindividuellen Sachzwängen und inneren Überzeugungen und Wünschen erfordern. In diesem Artikel beschreibt der Autor ein Mosaik aus Möglichkeiten und Wegen, wie Menschen in verschiedenen Kontexten bereits jetzt versuchen diesen Zwängen zu entkommen und alternative Lebens- und Arbeitskonzepte in ihren Gruppen umsetzen. Die Erfahrungen, die einer Reise zu verschiedenen utopischen Projekten entstammen, werden zu einer ganzheitlichen Perspektive der teilnehmenden Beobachtung als Lebensperspektive verknüpft und stehen damit in Kontrast zum scheinbar vom restlichen Leben abgetrennten ethnologischen Arbeitsfeld.

Herausgeber:

Universität Hamburg
Institut für Ethnologie
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
D-20146 Hamburg
Tel.: 040 42838 4182
E-Mail: lfE@uni-hamburg.de
<http://www.ethnologie.uni-hamburg.de>

eISSN: 2199-7942



Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Licence 4.0 International: Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen.

„Es gibt kein richtiges Leben im falschen“¹ oder:
Gibt es Alternativen zu „Arbeit“?

Kai-Uwe Konnerth

*„Ich werde selbst entscheiden, wohin ich wachse
Und ich will arbeiten an den Dingen, die mir gefallen
Und in meinen Regeln sind Träume sehr viel Wert
Und erzähl mir nicht, das sei unmöglich und verkehrt*

*Denn ich will ein gutes wildes Leben
Ich werde kämpfen und sehr viel dafür geben
Denn wir wollen ein gutes wildes Leben
Wir werden kämpfen und sehr viel dafür geben.“*

*Früchte des Zorns (2010)
Auszug aus dem Lied „Du sagst“*

Was ist ein gutes Leben? Sicher ist diese Frage nur subjektiv zu beantworten und lässt Spielraum für viele Wünsche und Assoziationen, die sich durchaus widersprechen können, für Vorstellungen, die auf den ersten Blick nicht miteinander vereinbar scheinen. Wie oft habe ich schon darüber nachgedacht, was ein gutes Leben für mich bedeutet? Wie viele verschiedene Antworten sind mir dabei in den Kopf gekommen? Wie oft war ich ratlos? Und selbst wenn ich eine konkrete Vorstellung von meinem persönlichen guten Leben hatte, wie oft bin ich an natürliche Grenzen gestoßen wie Schwerkraft, Müdigkeit oder Hunger, die mich in meinem Handeln eingeschränkt haben? Auch wenn ich diese Grenzen nur schwer beeinflussen kann, haben mich doch und vor allem die *veränderbaren* Grenzen gestört, die von Menschen geschaffen wurden und die leider allzu oft den Status von natürlichen Grenzen in meinem Kopf eingenommen haben. Ich bin mit Wahrheiten aufgewachsen, wie: ein Leben sei nur durch Lohnarbeit zu bestreiten, Hierarchien seien die „natürlichste“ und „effizienteste“ Form aller menschlichen Beziehungen und wenn es kein Geld gäbe, würden „wir“ wieder in die Steinzeit zurück katapultiert werden. Alle Menschen, die nicht nach diesen natürlichen Gesetzen leben, sind entweder verrückt oder „primitiv“. Zumindest würden die meisten Ethnolog_innen dem letzten Punkt sicher nicht zustimmen. Was würde also passieren, wenn ich diese scheinbar „natürlichen“ Gesetze des Lebens

1 Adorno (1997: 43)

herausfordern, eine andere Form sozialer Beziehungen suchen, mein Überleben nicht durch Eingliederung in formellen Hierarchien in Form von Lohnarbeit (oder selbst-ausbeuterischer und individualisierter Selbstständigkeit) sichern, teilen und schenken anstatt tauschen würde? In einem Flugblatt der Wiener Zeitschrift „Streifzüge“ wird Tauschen provokativ als „eine barbarische Form des Teilens“ (o. J.: o. S.) bezeichnet, vermutlich weil es hauptsächlich auf Machtunterschieden und damit schlussendlich auf Gewalt basiert, was im gängigen Paradigma des „freien Marktes“ nicht reflektiert oder gar im sozialdarwinistischen Sinn als Tugend hochstilisiert wird.

Als ich am Ende meines Bachelorstudiums der Ethnologie stand, wusste ich bereits, dass arbeiten in einem gewinnorientierten Unternehmen, das auf Gewalt aufbaut und mit Gewalt geführt wird, nicht für mich als freiwillige Tätigkeit in Frage kommen würde. Weder ertrage ich Willkür und Machtspiele von Vorgesetzten, noch reizt es mich Anweisungen zu befolgen, nach meiner „Leistung“ bewertet zu werden oder sinnentleerte Dinge zu tun, die einzig und allein dem Profit Weniger dienlich sind. Blieben als traditionelle Berufsfelder der Ethnologie also nur noch nicht-gewinnorientierte Nichtregierungsorganisationen (NRO) oder staatliche oder staatlich geförderte Institutionen wie die Universität oder die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ).

NRO können ganz unterschiedliche Themen behandeln und unterschiedlich organisiert sein, von top-down bis möglichst hierarchiefrei. Doch selbst wenn ich mich mit den Grundgedanken und der internen Arbeitsweise einer NRO identifizieren kann, bleibt die Arbeit eine Lohnarbeit, die im schlimmsten Fall zu Konflikten führt, wenn sich „ehrliches“ Engagement und Lohnarbeit nicht mehr trennen lassen, wenn sich inhaltliche Ziele mit der Sicherung des Jobs verfilzen oder auf Grund finanzieller Abhängigkeiten das eigentliche Ziel doch den ökonomischen Sachzwängen unterworfen werden muss, von bedingungsloser Selbstausbeutung und unbezahlter Arbeit bei „Herzensangelegenheiten“ innerhalb einer im Endeffekt notwendigerweise doch der marktwirtschaftlichen Logik untergeordneten Arbeitsweise ganz zu schweigen.

Auf der anderen Seite ist die berufliche Perspektive innerhalb einer staatlichen oder staatlich geförderten Institution wie der Universität, die ja im herkömmlichen Sinne nichts produziert und somit nicht im Konkurrenzkampf um den günstigsten Preis und größten Profit mit anderen steht, sondern sich dem hehren Ziel der Wissensgenerierung widmet, etwas anderes – dachte ich zumindest. Doch leider musste ich die Erfahrung machen, dass die inzwischen unternehmerischen Hochschulen längst nach den auch sonst üblichen Marktmechanismen funktionieren, Universitäten keine befreiten Inseln im Meer der marktwirtschaftlichen Verwertungslogik und bedingungslosen Konkurrenz darstellen, auch wenn ich für diese Feststellung etwas Zeit gebraucht habe. Dabei spreche ich zwar vor allem aus Sicht eines

Studenten (Leistungs- und Anwesenheitszwang, Bevormundung, konstante Bewertung, sinnlose Aufgaben und Noten[konkurrenz]druck), aber beziehe auch Menschen, die innerhalb der Universität beschäftigt sind, in meine Gedanken ein. Endet der Konkurrenzkampf mit dem Abschluss oder fängt er dann erst richtig an? Bleiben die eigenen Tätigkeiten vom eignen Interesse geleitet oder werden sie fremdbestimmt? Wo verläuft die Trennlinie zwischen Lohnarbeit und unentgeltlicher Selbstausbeutung? Zwischen Bürokratie, Verwaltungs- und Zuarbeit noch nebenher für die eigene Karriere so viel publizieren und sich einbringen wie möglich – man muss ja sehen, wo man bleibt. Erweise ich mit dieser Lebensperspektive nicht allen neoliberalen Vorstellungen vom unternehmerischen Selbst durch optimale Verwertungslogik alle Ehre? Was ist an diesem Weg für mich erstrebenswert? Die Genugtuung, es vielleicht irgendwann einmal „geschafft“ zu haben? Wo ist Platz für die eigenen (anderen) Bedürfnisse, Entfaltungsmöglichkeiten der eigenen Fähigkeiten, Raum für Neugier und Experimente? Wo bleiben die außerberuflichen sozialen Beziehungen? Wie kann ein Leben für die Arbeit lebenswert sein, ohne dass das Selbst den Sachzwängen bedingungslos unterworfen wird? Was, wenn ich die Spielregeln nicht akzeptiere?

„Hat man sein Warum des Lebens, so verträgt man sich fast mit jedem Wie“ (1922: Kap. 3), behauptete Nietzsche. Nachdem ich mein Bachelorstudium der Ethnologie abgeschlossen hatte und in das Masterstudium hineinschnuppern konnte, bekam ich starke Zweifel am „Warum“ meines Tuns. Zwischen den mich umgebenden äußeren und leider auch verinnerlichten Zwängen konnte ich keine befriedigende Antwort darauf erkennen. Die Frage nach dem Sinn meines Handelns wurde unausweichlich, als ich bemerkte, dass mir mein Arbeiten keinen Spaß mehr bringt, dass ich Probleme hatte, Projekte zu beenden oder Begeisterung dafür zu entwickeln, dass ich ständig müde und schließlich allem müde wurde. Wieder hilft Nietzsche weiter, der davon spricht, dass die Erschöpfung „dort am größten ist, wo am unsinnigsten gearbeitet wird“ (Nietzsche 1988: 430). Bleibt mir also nichts anderes übrig, als die „Umstände“ als gegeben hinzunehmen und mich ihnen anzupassen oder mich an ihnen aufzureiben?

Um mich neu zu orientieren, meinem Leben wieder Sinn zu geben, ohne im Hamsterrad von Notwendigkeit und Unzufriedenheit mit Lohnarbeit als Lebensperspektive zu landen, habe ich mich also auf den Weg gemacht, Alternativen außerhalb von institutionellen Zwängen, Marktlogik und Vorgesetzten zu finden. Diese Gedanken begleiteten meinen Aufbruch²:

„Mit meinem bisherigen Leben bin ich zwar irgendwie zufrieden, aber ich kann so nicht weiter machen. Der Gedanke daran weiter an der Uni zu bleiben erfüllt mich nicht. Wozu soll das gut sein? Wie kann ich mich persönlich entfalten, wenn mein Umfeld

2 Sofern nicht anders angegeben sind Zitate Auszüge aus meinem Tagebuch.

mich zu Dingen zwingt, die mir widerstreben? Wenn alles, woran ich glaube, dort ins Gegenteil verkehrt wird. Wenn Gefühle und Bedürfnisse nichts zählen, wenn soziale Beziehungen nur innerhalb von formellen Hierarchien stattfinden, wenn andere Vorstellungen und Ideen keinen Platz haben, wenn ich verwertet werden soll? Wenn ich das, was ich als Arbeit tue, als fremdbestimmtes Müssen empfinde, wie soll ich dann so glücklich werden? Wie nicht zur funktionierenden Maschine verkommen, den Respekt vor mir selbst verlieren, mich zwingen, mich verneinen? Arbeit, selbst in einem relativ „freien“ Umfeld wie der Universität bedeutet für mich notwendigerweise Entfremdung. Ich möchte anders leben, meine Bedürfnisse achten, Gemeinschaft fühlen, meine Kreativität leben, etwas schaffen, hinter dem ich stehe, das meine Ideale verkörpert, das mich ausfüllt. Harte körperliche Arbeit wird zum Spaß, wenn ich sie frei wählen kann, lernen zum Normalzustand in einem Umfeld, das ohne Zwang auskommt. Die künstliche Trennung von Arbeit und Freizeit aufheben und anfangen zu leben!“

Als wandernder wissbegieriger Geselle, als lernwilliger Nomade, als teilnehmend beobachtender Schüler begann ich besetzte Orte³, Stadtteilprojekte, Kommunen⁴, SoLaWis⁵ und andere Formen alternativen Lebens und/oder Arbeitens in Deutschland und Spanien zu entdecken.⁶ Hierfür mache ich mir Elemente der teilnehmenden Beobachtung zu eigen, der Spezialität der Ethnologie schlechthin, diese intuitive Form des Lernens, die Einblicke in Welten öffnen kann, die mir bis dahin verschlossen geblieben sind, obwohl

- 3 Meist Gebäude in öffentlicher Hand, die seit vielen Jahren ungenutzt und schließlich von Menschen als Behausung oder sozialem Treffpunkt ohne Zustimmung des Eigentümers genutzt werden.
- 4 Es gibt die verschiedensten Arten von Kommunen. Ich beziehe mich auf nicht religiöse/spirituelle, weitestgehend hierarchiefreie (meist ländliche) Orte, in denen alternative Lebensformen auf der Basis von Konsens und gemeinsamer Kasse ausprobiert werden.
- 5 Als Solidarische Landwirtschaft (SoLaWi) oder *community supported agriculture* (CSA) definiert sich das deutsche Netzwerk so: „In der solidarischen Landwirtschaft tragen mehrere Privat-Haushalte die Kosten eines landwirtschaftlichen Betriebs, wofür sie im Gegenzug dessen Ernteertrag erhalten. Durch den persönlichen Bezug zueinander erfahren sowohl die Erzeuger*innen als auch die Konsument*innen die vielfältigen Vorteile einer nicht-industriellen, marktunabhängigen Landwirtschaft.“ (Netzwerk Solidarische Landwirtschaft: o. S.)
- 6 Spanien war eine eher zufällige und willkürliche Entscheidung, die persönlichen Präferenzen geschuldet ist. Die teils erheblich unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen in beiden Ländern sind mir bewusst, werden hier aber nicht diskutiert.

sie so nah sind. Sie ermöglicht es wie ein Kind zu lernen, unvoreingenommen sensibel und empathisch zu sein, um die emische Perspektive anderer zu begreifen, sich selbst und den Kontext zu reflektieren, scheinbar Gegebenes zu hinterfragen, Wahrheiten als Perspektiven und Glaube zu relativieren, Vielstimmigkeiten zuzulassen, Widersprüche auszuhalten und die geistigen Schranken für Neues zu öffnen. Warum gelten diese Qualitäten, die Voraussetzung einer guten Forschung sind, nicht auch für andere Lebensbereiche? Sich selbst der Fremdheit und Andersartigkeit unangepasster Lebensform auszusetzen, ihre Handlungsmuster zu verstehen und zu erlernen, eigenes Verhalten zu hinterfragen, Sinnhaftigkeit in vermeintlich Unsinnigem zu entdecken, dafür bedarf es keiner Feldforschung in Melanesien. Es gibt überall Widerstände und Alternativen zur vorherbestimmten Biografie, mit der ich und viele andere nicht leben können. Als Grundlage dient in den von mir betrachteten Fällen Gemeinschaft und Kooperation, Solidarität und gegenseitige Hilfe. Ich möchte hier nicht die Frage behandeln, ob alle Menschen *grundsätzlich* auf diesen Prinzipien basierend handeln, sondern zeigen, dass sie Alternativen schaffen *können* und bereits tun.

Bei der „Erforschung“ dieser für mich neuen Lebenswelten ließ ich mich von der Methode des teilnehmenden Beobachtens inspirieren, indem ich versuchte, sie auf mein Leben zu übertragen. Findet teilnehmendes Beobachten nur „im Feld“ statt? Lässt sich „Berufliches“ und „Privates“ so einfach trennen? Welche ethischen Verantwortungen ergeben sich auch für den eigenen Universitäts- bzw. Arbeitsalltag? Ist Ethnologie ein Mittel zum Zweck, eine berufliche Ausbildung, ein Karrieremodell? Kann Ethnologie, wenn sie ernst genommen wird, an einer Universität stattfinden, die keinen Platz für die eigenen Ansprüche „zu Hause“ lässt? Kann Ethnologie im Rahmen eines marktwirtschaftlichen Arbeitsverhältnisses stattfinden, ohne notwendigerweise zur Profitmaximierung missbraucht, von höheren Interessen instrumentalisiert und manipuliert zu werden oder zum Selbstzweck zu verkommen?

Um der Nutzung einer Methode innerhalb eines starren Apparates zu entkommen, begann ich sie von dem Gedanken des Berufs zu lösen und radikal auszuweiten. Eine ganzheitlich teilnehmende Beobachtung als Lebensperspektive war die Idee, mit der ich versuchte, die Welt anders zu begreifen und mich vom Selbstverständnis als Protagonist einer Idealbiographie innerhalb vorgegebener Grenzen zu lösen.

Im Folgenden werde ich ein Mosaik aus Gedankengängen zu alternativen Lebensformen und gemachten Erfahrungen wiedergeben, die ich von Gesprächen in Erinnerung behalten oder in Tagebucheinträgen festgehalten habe.⁷ Sie sollen exemplarisch Möglichkeiten und Herausforderungen illustrieren, die ein Leben mit sich bringt, das bewusst nicht auf Prinzipien neoli-

7 Es handelt sich dabei um eine Art *work in progress*, einen Prozess, der noch lange nicht abgeschlossen sein wird.

beraler Weltvorstellungen oder deren unhinterfragter Reproduktion basiert. Da es sich um persönliche Erlebnisse in konkreten Kontexten handelt, sind Verallgemeinerungen an dieser Stelle unsinnig. Ich möchte lediglich zeigen, was gehen *kann*, um dem allgemeinen Gefühl der Ohnmacht gemäß dem TINNA-Prinzip⁸ entgegenzuwirken und die Fantasie anzuregen. Hierfür verzichte ich auf wortgetreue Zitate oder genaue Orts- und Personenbeschreibungen, da es sich nicht um eine Forschung, sondern um einen Erfahrungsbericht handelt, der nur Ausschnitte der erlebten Ausschnitte anderer Lebenswelten wiedergeben kann. Daraus ergibt sich ein eklektizistisch zusammengewürfeltes Gesamtbild, das als solches nicht existiert.⁹

Alternatives Reisen

Erste Erfahrungen, dass es anders gehen kann, machte ich schon beim Reisen. Anstatt auf den Markt zu setzen und Preise zu vergleichen, suchte ich nach anderen Möglichkeiten, die auf Kooperation und Solidarität basieren. Beispielsweise funktioniert trampen mit ein paar grundlegenden Kenntnissen¹⁰ sehr viel besser, als ich mir vorher vorgestellt hatte. Nicht nur, dass ich oft sehr schnell und kostenlos von A nach B gekommen bin, sondern ich habe Menschen kennengelernt, denen ich sonst in meinem Alltag nie begegnet wäre, deren Lebensrealität für mich eine vage Vorstellung war. Für mich ein erster und wichtiger Schritt aus dem Elfenbeinturm.

Vertrauen herzustellen ist durch direkten Kontakt einfacher als mit einem Schild. Wenn ich Menschen direkt anspreche, wird plötzlich vieles möglich. Welch Vertrauen mir aber von mir völlig unbekanntem Menschen entgegengebracht wurde und wird, entspricht jedenfalls nicht dem gängigen Klischee, dass Menschen nur nach ihren eigenen Vorteilen handeln¹¹. Dieser Erfahrungen hat sich beim Couchsurfen¹² verstärkt. Meine Gastgeber_innen

8 „There Is No Alternative“, ein Ausdruck geprägt von Margaret Thatcher, der eine neoliberale Wirtschaftsform und Politiken als alternativlos darstellt.

9 Gleichzeitig steht dies sinnbildlich dafür, dass es nicht einen konkreten Ort, ein Paradies der Autonomie gibt oder geben kann, sondern je nach Kontext und Personen Leben nach spezifischen Bedürfnissen ausgestaltet werden. Für eine ausführliche Beschreibung der Orte fehlt mir hier sowohl der Platz als auch die Zustimmung der dort lebenden Menschen.

10 Tipps gibt es zum Beispiel hier <http://hitchwiki.org/>.

11 Die viel beschworene egoistische „Natur des Menschen“, die oft als „Beweis“ dafür benutzt wird, warum es kein anderes Leben geben kann, traf in diesen Fällen nicht zu und wird von mir als ideologisches Konstrukt stark in Frage gestellt.

12 Couchsurfen benutze ich als Oberbegriff dafür, bei unbekanntem Menschen für eine oder mehrere Nächte kostenfrei unterzukommen. Da die Internetplattform „Couchsurfing“ inzwischen einem gewinnorientierten Unternehmen angehört, lohnen sich Alternativen wie BeWelcome (<http://www.bewelcome.org/>) und trustroots (<https://www.trustroots.org/>).

waren immer sehr entgegenkommend, großzügig und hilfsbereit. Einmal bekam ich sogar gleich nach Ankunft einen Schlüssel in die Hand gedrückt, da mein Gastgeber arbeiten musste. Er hat mir einfach vertraut, ohne mich zu kennen und ohne etwas dafür von mir zu bekommen. Dieses Vertrauen, das mir immer wieder begegnet ist, gab mir wiederum Sicherheit dafür, Offenheit zu zeigen, zu wissen, dass es auch anders geht.

DIY: Mach's selbst!

Wer selbstbestimmt leben will, muss die Dinge selbst in die Hand nehmen. *Do-it-yourself* kann in individualisierten Kontexten schnell zu Überforderung und Vereinsamung führen, wenn sich Wissen mühsam selbst durch Ratgeber und Internet angeeignet werden muss. Bei einem Handwerk, mit dem Geld verdient wird, ist die Hürde noch einmal ungleich höher, da kommerzielle Profis meist ungern ihr Wissen kostenlos mit Unbekannten teilen, da diese ja zur Konkurrenz werden könnten. Der Drang, alles selbst können zu müssen, kann auch zum Zwang werden, schließlich basiert die Idee des selbstverantwortlichen unternehmerischen Selbst genau darauf, immer in „Eigenverantwortung“ alles selbst machen und können zu müssen. Eigentlich sollte es deswegen auch eher *do-it-together* heißen, denn es geht im emanzipatorischen Sinn vielmehr um das Teilen von Wissen, um Befreiung von Zwängen. Niemand muss Expert_in in allem sein, Arbeitsteilung kann sehr hilfreich sein, wenn sie nicht zur Herausbildung von alleinigen Spezialisten führt, die ihr Wissen geheim halten. Wenn eine Gruppe aus Menschen mit verschiedenen Fähigkeiten besteht, die ihr Wissen als Multiplikator_innen teilen, werden plötzlich ungeahnte Dinge möglich. Vor allem bei linken und kommunitären Projekten lässt sich das sehr gut beobachten, wie in diesem Fall:

„Gestern habe ich ein selbstverwaltetes Stadtteilzentrum in Barcelona besucht, eine ehemalige großflächige Fabrikanlage mit mehreren großen Hallen, die schon lange leer standen. Nachdem viele aus der Nachbarschaft die Stadt aufforderten, daraus ein öffentliches Nachbarschaftszentrum zu machen, aber diese sich taub stellte, gab es Pläne das Gelände zu besetzen. Ein Tag vor Ablauf eines gestellten Ultimatums wurde der Nachbarschaftsinitiative dann doch der Raum „überlassen“. Was diese seitdem aus eigenen Mitteln geschaffen haben ist unglaublich. Ein kommunitärer Garten, eine Auto- und Fahrradselbsthilfwerkstatt, ein Café mit regulären Öffnungszeiten, eine beeindruckende Bibliothek mit Computern und gratis Internet, eine Kletterwand, ein voll ausgerüsteter Konzertsaal, Räume für Kunst und Zirkus, Schnittraum, Proberaum und noch viel Platz, beispielsweise für die bald entstehende öffentliche ‚soziale Küche‘. Circa 200

Menschen, darunter einige im Rentenalter, beteiligen sich basisdemokratisch an dem riesigen Projekt in den Kommissionen und der Hauptversammlung. Ein älterer Mann bedankt sich mit sichtlicher Freude für mein Interesse und meinen Besuch.“

Gemeinsames Arbeiten ohne Hierarchien bringt automatisch eine Umverteilung von Wissen und Fertigkeiten mit sich, wenn niemand ein von außen aufkotroyiertes Interesse wie Lohnarbeit dazu verleitet, Wissen für sich zu behalten, sondern der Wunsch des gemeinsamen Schaffens im Vordergrund steht. Und meine Erfahrung ist, dass Menschen in selbstbestimmten Räumen ihr Wissen einander weitergeben und teilen wollen, anstatt sich damit zu profilieren, es als „geistiges Eigentum“ schützen zu lassen oder Profit daraus zu schlagen. Wo keine persönliche Bereicherung ist, wird der Eigentums-gedanke von alleine nebensächlich. Inzwischen existieren auch viele kostenfreie Camps wie das Klimacamp¹³, auf denen in *skillsharing workshops* Wissen und praktische Anwendungen für ein alternatives Leben zu Themen wie Gartenarbeit, Verhaltensweisen in Gruppen, Bau von Komposttoiletten und vielem mehr geteilt und weitergegeben werden. Viele Orte wie alternative Gartenprojekte und Kommunen freuen sich über Interessierte und hilfsbereite Gäste. Sei es über selbst organisierte Bau-, Ernte-, oder Holzmachwochen oder über formellere Netzwerke wie WWOOF¹⁴, die Möglichkeiten sich kennenzulernen, sich einzubringen und voneinander zu lernen sind vielfältig. Die Monatszeitung *Contraste*¹⁵ stellt unter anderem viele neue und etablierte Projekte vor, die sich immer über Besucher_innen oder eine helfende Hand freuen.

Sich Fähigkeiten anzueignen ist ein erster Schritt zur Selbstermächtigung. Miteinander zu lernen macht Mut, schafft Vertrauen ineinander und schützt vor Individualisierung, Vereinsamung und Überforderung. Eine wichtige Erfahrung für mich war, dass ich nicht von vornherein etwas können muss und trotzdem als gleichwertig akzeptiert wurde, wie beispielsweise bei meinen ersten Erfahrungen in der Gartenarbeit:

„Mein erster Versuch die Hacke zu benutzen, um damit den Unkraut bewachsenen Boden zwischen den Zwiebelreihen zu reinigen und zu lockern war wohl sehr Mitleid erregend. Nach wenigen Minuten wurde ich zum Wirsing Pflanzen weggeholt. Zwar war ich auch hier anfangs etwas unbeholfen, doch nach ca. 20 Setzlingen begann ich ein Gespür für die Arbeit zu entwickeln.“

13 <http://www.klimacamp-im-rheinland.de/>

14 World-Wide Opportunities on Organic Farms (<http://www.woof.de/>), ein Netzwerk von Biobauernhöfen und Selbstversorger_innen, bei denen durch Mithilfe gegen Kost und Logis Einblicke in die Nahrungsproduktion gewährt werden.

15 Eine Monatszeitung für Selbstorganisation (<http://www.contraste.org/>)

Ich wagte es auf den Knien zu robben und in Kauf zu nehmen dreckig zu werden, die Finger wie selbstverständlich in den Boden zu stecken und die Setzlinge behutsam aber bestimmt in die Tiefe zu drücken. Mit diesem Selbstbewusstsein ging plötzlich auch das Hacken nach der Mittagspause viel einfacher von der Hand.“

Die Bewohnerin eines kommunitären Projekts drückte ihre Einstellung zu „Können“ ungefähr so aus: „Wir glauben nicht an Talent und Fähigkeiten. Alle können alles lernen.“ Ich würde hinzufügen „wenn sie es aus freien Stücken wollen“.

Ist das Arbeit? Zwischen Zwang und Freiheit

Auch in einem selbstbestimmten Leben gibt es Bedürfnisse, für deren Erfüllung etwas getan, produziert oder geteilt werden muss. Die klassische Einteilung in Arbeit und Freizeit kann hier aber nicht vorgenommen werden, da es oft keine klassische Lohnerwerbsarbeit gibt, mit der der Lebensunterhalt sichergestellt wird. Einige Gruppen setzen auf Subsistenz, andere auf Produktion oder Dienstleistungen für andere, wieder andere auf Mischformen. Niemand konnte mir beantworten, wie viel Stunden sie oder er am Tag arbeitet, da diese Trennung für sie keinen Sinn macht. Doch auch Lohnarbeit muss oft (auch gegen den eigenen Willen) nachgegangen werden, um an Waren zu kommen, die nicht selbst hergestellt oder getauscht werden können, auch wenn diese meist anders als in herkömmlichen Betrieben strukturiert ist. Ein Kommunard¹⁶ erklärte es mir sinngemäß so:

„Subsistenzwirtschaft ist eine unglaublich ineffiziente Art Geld zu verdienen, aber sie erlaubt uns ein Leben zu führen, wie es mit Lohnarbeit nicht möglich wäre. Trotzdem brauchen wir für manche Ausgaben Geld und da wäre es am besten, wenn so die Hälfte aller Kommunard_innen Lohnarbeit hätte. Das ginge natürlich auch in einem selbstverwalteten Kollektiv, aber auch da machst du die selben Erfahrungen wie bei der normalen Arbeit, weil du natürlich innerhalb des freien Markts unter Druck arbeitest, auch wenn arbeiten ohne Chef natürlich schon mal ein Vorteil ist.“

Zwar gibt es Experimente mit regionalen und sozialen Währungen oder mit Tauschringen, bei denen Waren und Dienstleistungen entweder gegeneinander aufgerechnet werden (oder auch nicht), jedoch hat es bisher kein mir bekanntes Projekt geschafft, ganz ohne Geld auszukommen.

16 Bewohner einer Kommune

Dass selbst kollektives und solidarisches Arbeiten innerhalb eines übergeordneten „freien Marktes“ agieren muss, konnte ich selbst in einer Gärtnerei mit Solidarischer Landwirtschaft erleben:

„Ich bin erstaunt über diesen hohen Ausschuss, weil an einem bestimmten Tag geerntet werden muss und über die Verschwendung von Nahrung, da alles am Arbeitsaufwand beziehungsweise der Arbeitszeit der fest angestellten Gärtner_innen bemessen wird. 50% des Schnittknoblauchs werden abgeschnitten und weggeworfen, weil es Zeit spart gegenüber der Selektion. Nur die dicken Radieschen werden eingesammelt, weil bis zum Mittag die Ernte für die Mitglieder da sein muss. Der Rest des Gemüses (ungefähr die Hälfte) wird wieder umgegraben, weil das Beet für die nächste Saat gebraucht wird. Noch schlimmer bei der Ware für den Bio-Supermarkt, der bei Überschuss beliefert wird: nur jedes siebte Radieschen ist dafür geeignet. Welch Verschwendung durch unsinnige Normvorstellungen!“

Gerade kollektiv geführte Betriebe sind oft der Gefahr ausgesetzt, den hohen Marktansprüchen durch eigene Selbstausbeutung gerecht zu werden. Solidarischer Handel wie bei Kaffee oder den SoLaWis können diese Gefahr eindämmen, da die Konsument_innen an dieser Art der Produktion interessiert sind und höhere Preise zahlen, aber ganz aufgehoben wird der Marktdruck nicht. Eine bedürfnisorientierte Produktion kann nur außerhalb des anonymen Marktes stattfinden. Es gibt bereits erste lokale Versuche freier und solidarischer Ökonomien zwischen kollektiv geführten Betrieben, eine Art Parallelwirtschaft, um sich gegenseitig nach den eigenen Bedürfnissen orientiert zu versorgen, doch sind diese Netzwerke noch zu klein, um alle Lebensbereiche abzudecken. Werden sie hingegen zu groß, das heißt wenn die Involvierten sich nicht mehr kennenlernen können, verlieren sie die Vertrauensbasis, auf der sie langfristig funktionieren, da sie nicht mehr von persönlichen Beziehungen getragen werden.¹⁷ Bis dieses Dilemma gelöst wird, werden weiterhin Mischformen genutzt, um so weit wie möglich der marktwirtschaftlichen Ökonomie und ihren Folgen zu entfliehen.

Was bei allen Mängeln und Kritik an alternativen Ökonomien jedoch beachtet werden sollte, und was ich am eigenen Leib erleben durfte, ist die

¹⁷ Anders als beim Trampen oder Couchsurfen handelt es sich hierbei um langfristige Beziehungen, die auch gegenseitige Abhängigkeiten schaffen, was wiederum ein besonderes Vertrauen zueinander voraussetzt. Während es im ersten Fall also erst einmal um eine spontane kooperative Einstellung zwischen Unbekannten geht (die auch während der gemeinsamen Kooperation ohne spätere Nachteile aufgekündigt werden kann), gehen im zweiten Fall auf Vertrauen basierende freundschaftliche Beziehungen der formelleren Kooperation voraus.

erfüllende Zufriedenheit, die als sinnvoll erachtete Tätigkeiten bringen, womit sie für mich einem negativ konnotierten Arbeitsbegriff entgegenstehen. Passagen wie diese finden sich mehrfach in meinem Tagebuch:

„Nun sollten wir die Treppen zum Haus vom Unkraut befreien, weil vor allem ältere Menschen gefährdet waren, die kaum noch die Stufen sehen konnten. Das Gestrüpp zwischen den Steinen und seine teils langen und hartnäckigen Wurzeln machten die Arbeit schwierig. Jetzt schmerzen meine Fingerkuppen etwas, aber es war trotzdem ein wunderschöner Tag, den ich in der warmen Frühlingssonne mit lieben Menschen verbringen konnte. Die körperliche Arbeit gibt mir jetzt ein angenehmes Gefühl der Erschöpfung. Unkraut jäten hat auch etwas Meditatives an sich.“

Besonders der Aspekt der körperlichen Betätigung hat mir ein ganz neues Lebensgefühl eröffnet, da ich im Laufe des Studiums sowohl theoretisch als auch praktisch wenig mit meinem oder anderen Körpern konfrontiert wurde, es mir eher so vor kam, als ob sich das Leben in Geist und Köpfen abspielen würde. Arbeit, in diesem freiwilligen und kooperativen Kontext, bekommt einen ganz anderen Sinn, als in seiner entfremdeten, sinnentleerten und der Gewinnmaximierung unterworfenen Form:

„Nachdem ich jetzt täglich ungewöhnliche oder mir neue Dinge tue, finde ich langsam in diese Rolle hinein und so auch zu mehr Selbstbewusstsein. [...] Mich praktisch zu betätigen und der persönliche intensive Austausch mit anderen tun mir gut. Mein bisher eher verkopftes Leben hat mich einrosten lassen. Ständig war ich in gewohnten Strukturen und habe ein scheinbar bequemes Leben in ständiger Wiederholung geführt, ohne meinen Körper ganz zu benutzen oder bewusst zu fühlen, ohne Neues zu entdecken. Jetzt prasselt alles auf einmal auf mich ein und ich weiß gar nicht, wohin mit all diesen neuen Erfahrungen. Ich freue mich sehr hier zu sein.“

Doch selbstbestimmte und freie Arbeit macht alleine auch nicht glücklich. Ohne Einbettung, ohne Gemeinschaft, ohne Rückhalt und Unterstützung innerhalb und außerhalb der produktiven und reproduktiven Tätigkeiten, wird sie zum Selbstzweck oder irgendwann doch zur Bürde.

Gemeinschaft, Rückhalt und Sicherheit

Intensive soziale Beziehungen, gegenseitiges Vertrauen, Wohlwollen und Unterstützung sind untrennbare Bestandteile einer Gemeinschaft. Dass dabei

Gruppen durchaus heterogen sein können und eventuell auch müssen, um langfristig bestehen zu können, habe ich in vielen Projekten sehen können:

„Im Gemeinschaftsgarten waren hauptsächlich pensionierte Männer tätig. Einer von ihnen war 30 Jahre lang Juwelier und wollte jetzt endlich mal was anderes machen. Ein anderer bearbeitet Gärten, seit er 14 ist. Dieses Projekt bringt die verschiedensten Menschen zusammen. So sticht zwar die junge Apothekerin unter den Rentnern irgendwie aus der Gruppe heraus, ist aber genau so ein Teil wie alle anderen auch. Faszinierend wie alternative Projekte laufen können, wenn sich Aktivist_innen nicht hinter einem radikalen Habitus verstecken und andere ausschließen, sondern Vielfalt zulassen.“

Wo Gemeinschaft ist, ist auch Konfliktpotential. Fast alle Gruppen, die ich besuchte, leben nach einem unterschiedlich umgesetzten Konsensprinzip. Das dafür notwendige Vertrauen und das gegenseitige Wohlwollen müssen allerdings nicht unbedingt mit hoher Vertrautheit korrelieren. Es ist mehr der kollektiv eingeschlagene Weg als die persönlichen Affinitäten und Überschneidungen, die die Gemeinschaften stärken. Intensive Freundschaften, Liebesbeziehungen und Verbundenheit kommen in den verschiedensten Formen vor, sind aber nicht (einzige) Grundlage des gemeinsamen Zusammenlebens, wie mir gegenüber oft betont wurde. Auch wenn sie in einem gesunden Maße sicherlich zur Festigung einer Gruppe beitragen können, können sie in Extremformen auch der Gemeinschaft im Weg stehen, wie mir ein Kommuneerklärer erklärte:

„Eigentlich hatte ich ja vor mit Freunden eine Kommune zu gründen, aber das hat dann doch nicht geklappt. Ich glaube unsere Kommune funktioniert nur deshalb, weil wir nicht alle die besten Freunde sind und jeder auch sein eigenes Ding macht. Trotzdem ist der Rückhalt in der Gruppe unglaublich stark und wir sind immer für einander da.“

Neben der Konsensfindung wird in den von mir besuchten Kommunen vor allem auf eine (teilweise) gemeinsame Ökonomie Wert gelegt. Das kann bedeuten, dass alle einen bestimmten Betrag im Monat in einen Topf einzahlen, dass alles Einkommen (sowohl kollektiv als auch individuell erwirtschaftet) in einer gemeinsamen Kasse landet, dass eigenes Vermögen auf die Gruppe übertragen wird (und bei Ausstieg zurück erhalten werden kann) oder andere Formen der freiwilligen „Beitragszahlung“ genutzt werden. Auch bei der Ausgabe des gemeinsamen Geldes (und Konsumtion der produzierten oder getauschten Güter) gibt es starke Unterschiede, von persönlichem Taschengeld über dokumentierte Entnahme für gemeinsame oder persönliche Ausgaben bis hin zu anonymen Kassen, an denen sich alle bedienen können,

ohne sich dafür rechtfertigen zu müssen. Aber auch individuellere Lösungen und Mischformen werden genutzt.

Je nach Gruppe werden Reproduktions- und Hausarbeit monetär entgolten, durch Zeitökonomie miteinander verrechnet oder untereinander aufgeteilt. Es gibt hier die unterschiedlichsten Modelle und je nach Gruppe wird mehr Wert auf Sicherheit oder Freiheit gelegt. Was jedoch die meisten eint, ist der Fokus auf die soziale Beziehung und nicht auf die erbrachte „Leistung“ oder den Geldbeitrag. Die Gruppen wollen keine Gewinne erzielen, sondern sich ein „gutes“ Leben, nach eigenen Maßstäben, ermöglichen. Eine gemeinsame Ökonomie, aus ihrer Sicht betrachtet, bedeutet erst einmal individuelle Sicherheit, da ökonomische Zwänge, die sonst auf ein vereinzelttes Subjekt oder die Kleinfamilie wirken, von einer Gemeinschaft abgefedert werden. Der Verlust der Arbeitsstelle, der gescheiterte Versuch der Selbstständigkeit, Krankheit, Unfall oder Alter müssen nicht alleine bewältigt werden. Zudem spart das Teilen von Ressourcen deutlich Kosten und Energie im Vergleich zum eigenen Auto, zur eigenen Miete, zum eigenen Essen et cetera.

Wie weit die Gruppen mit der gemeinsamen Ökonomie gehen, ist sehr unterschiedlich. In manchen Fällen wird sie jedoch sogar auf andere Gruppen ausgedehnt. Die eine Gruppe stellt Brot her, die andere Saft, die dritte baut für alle Gemüse an und alle bekommen so viel sie brauchen, ohne dass gegeneinander aufgewogen wird, wer wie viel konsumiert oder gearbeitet hat. Diese Form des Teilens im „freien Fluss“ hat mich innerlich sehr aufgewühlt, da sie meine bisherige Wertelogik komplett durcheinander gebracht hat:

„Frischer regionaler Salat, veganes Börek mit Spinat aus eigenem Anbau und Tofu aus einem kollektiven Betrieb um die Ecke. Niemand von ihnen stellt sich die Frage, wie viele Brote, die ich heute morgen mitgebacken habe, mein Abendessen wert ist, als ich im kollektiv geführten Restaurant bestelle ohne bezahlen zu müssen. Sie haben genau so viel Brot wie sie brauchen, ich einen vollen Magen und wir alle das Gefühl mehr bekommen als gegeben zu haben.“

Auch dieses Netzwerk basiert auf sozialen Beziehungen und Vertrauen zwischen (einzelnen – aber nicht allen – Mitgliedern) der Gruppen. Sogar gemeinsame Investitionen in Land oder kollektive Betriebe sind möglich, wenn sich die gemeinsamen Kassen zusammentun.

Hier kann nur ein kleiner Einblick in ein komplexes System mit den unterschiedlichsten Varianten und Möglichkeiten wiedergegeben werden. Es soll jedoch zeigen, dass sehr wohl Alternativen möglich sind, dass andere Lebensformen nicht nur vorgestellt werden können, sondern auch gelebt werden – und dass es funktionieren kann. Das heißt nicht, dass in diesen Gruppen und Gemeinschaften immer alles eitel Sonnenschein ist. Leute kommen und gehen, wechseln Gruppen, streiten und trennen sich voneinander, wer-

den krank oder sterben. Projekte scheitern (an der Realität oder dem eigenen Anspruch), verändern sich, schließen sich zusammen und spalten sich. Das alles ist aber nötig, da es sich um dynamische Beziehungen handelt, die auf veränderte Umstände reagieren, sich ihnen anpassen oder sie verändern. Es heißt, dass alle selbstverantwortliche Regisseure ihres eigenen Lebens werden, es in die eigene Hand nehmen, ohne dabei allein zu bleiben und Angst davor haben zu müssen, wenn etwas mal nicht klappt. Es heißt, dass Gemeinschaft und Solidarität mehr zählen als Konkurrenz und Leistung, auch wenn diese dadurch natürlich nicht gänzlich „abgeschafft“ werden.

Es gibt keine natürliche Form der sozialen Beziehung, nur den Wunsch danach. Von Menschen geschaffene Barrieren können von Menschen verändert oder aufgelöst werden. Feldforschungen an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten haben immer wieder gezeigt, wie unterschiedlich Menschen (zusammen-)leben. Es gibt immer eine Alternative, wir müssen uns nicht einer Form anpassen, wenn wir das nicht wollen.

Ganzheitliche teilnehmende Beobachtung als Lebensperspektive

Die Fragen zum Selbstverständnis der Ethnologie und dem Zwiespalt zwischen Lohnarbeit und Idealismus, die ich mir eingangs gestellt habe, halte ich nicht nur für mich als relevant. Mir ist klar, dass es genauso wenig, wie es „die Ethnologie“ gibt, auch keine allgemeingültigen Antworten auf diese Fragen geben kann. Das Bedauerliche hierbei ist jedoch, dass diese Diskussion außerhalb der Feldforschung, wo sehr viel des eigenen Tuns reflektiert wird, nicht annähernd in ähnlichem Maße stattfindet. Warum werden Studium und Lehre als gesonderte Bereiche ausgeklammert, in denen anderes Handeln angebracht ist als während einer Forschung? Warum wird auf Gedeih und Verderb versucht, das Studium als berufliche Ausbildung zu betrachten, die auf die Annahme einer Lohnarbeit hin lenkt, und es einer kapitalistischen Verwertungslogik zu unterwerfen, Menschen darauf vorzubereiten, sich einer fixen Struktur anzupassen?

Der ganzheitliche Anspruch des teilnehmenden Beobachtens lässt sich meines Erachtens nicht nur auf ein „Feld“ beschränken. Ich kann mein Leben nicht künstlich in Arbeit und Freizeit, beruflich und privat unterteilen, ohne in pure Willkür zu verfallen oder mich vorgegebenen Strukturen unterzuordnen. Die übergeordnete Rahmung als Lohnarbeit mit hegemonialem Anspruch über Menschenleben, die hier wenig Spielraum lässt, stellt mich daher vor massive Herausforderungen. Wie soll ich über soziale Erfahrungen in anderen Kontexten wie der Feldforschung inkorporierte Denk- und Verhaltensweisen in anderen Situationen ausblenden? Ich bin in verschiedenen Situationen die gleiche Person (wenn auch in anderen Rollen) und mein Handeln liegt den gleichen erlernten und erfahrenen Prinzipien, Denk- und Handlungsmustern zugrunde. Sie selektiv in manchen Situationen zuzulas-

sen und in anderen Lebenskontexten wie einer vorgestellten „Arbeitswelt“ zu unterdrücken, scheint mir nicht möglich, ohne mich selbst daran aufzureiben. Falls ich Sensibilität, Empathie, Selbstreflexion, Offenheit etc. im Feld erlebe und lebe, muss ich dies auch unweigerlich in anderen Lebensbereichen tun. Wie kann also eine auf inkorporierten Erfahrungen beruhende Ethnologie in einem restriktiven, auf Konkurrenz und Hierarchien basierenden Rahmen, in Arbeitsverhältnissen oder öffentlichen Einrichtungen, die zunehmend marktwirtschaftlichen Prinzipien unterworfen werden, stattfinden?

Die teilnehmende Beobachtung ist die Möglichkeit schlechthin, Wissen erfahrbar zu machen und ihm so Bedeutung zu geben, um es in andere Lebensbereiche transferieren zu können. Mein Vorschlag ist deswegen, die Ethnologie von ihrem „betriebswissenschaftlichen“ Korsett zu befreien und radikal in allen Lebensbereichen anzuwenden, anstatt sie als Ausbildung für ein Berufsfeld zu betrachten. Für mich ist es fraglich, ob die Rahmenbedingungen hierfür in universitären Kontexten gegeben sind, ohne an Überarbeitung oder sozialem Druck zu zerbrechen. Ein Leben kann nur ganzheitlich gelebt und betrachtet werden. Wie soll die Lehre über das menschliche Leben also nur aus einem Teil davon bestehen können? Ich betrachte das Leben an sich lieber als eine Feldforschung, in der ich teilnehmend beobachte, Normalität hinterfrage und versuche, wieder wie ein Kind die Fähigkeit zu erlangen (und beizubehalten), mich auf Neues einzulassen, um gemeinsam von- und miteinander zu lernen und selbstbestimmt danach leben zu können. Wie ein ganzheitliches und mit den eigenen Idealen kohärentes Leben aussehen kann, dafür gibt es viele Beispiele, von denen ich wenige, die ich selbst erleben durfte, nur kurz andeuten konnte. Die größte Hürde ist allerdings, den gewohnten Rahmen zu verlassen und sich von den bisherigen Vorstellungen vom „normalen Leben“ zu trennen, den von Menschen gemachten Spielregeln bewusst die Legitimität zu entziehen. Das heißt aber auch, die daraus resultierenden Konsequenzen auszuhalten, Vieles nicht mehr verstehen zu können oder selbst nicht mehr verstanden zu werden.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1997) *Minima Moralia*. Gesammelte Schriften 4. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Früchte des Zorns (2010) Du sagst. Aus dem Album „unter unserer Haut“, zum Download <http://www.fruechtedeszorns.net/musik.php> [abgerufen am 11.06.2015].
- Netzwerk Solidarische Landwirtschaft (o. J.) Was ist solidarische Landwirtschaft? <http://www.solidarische-landwirtschaft.org/de/startseite/> [abgerufen am 11.06.2015].

Nietzsche, Friedrich (1922) Götzen-Dämmerung oder Wie man mit dem Hammer philosophirt. Leipzig: Alfred Kröner Verlag. <http://gutenberg.spiegel.de/buch/gotzen-dammerung-6185/1> [abgerufen am 24.07.2015].

Nietzsche, Friedrich (1988) Kritische Studienausgabe KSA 13. Nachgelassene Fragmente 1887-1889. In: Colli, Giorgio und Mazzino Montinari (Hg.) Friedrich Nietzsche – Sämtliche Werke. München: dtv/de Gruyter.

Streifzüge (o. A.) (o. J.) Repariert nicht was euch kaputt macht. <http://www.streifzuege.org/2013/repariert-nicht-was-euch-kaputt-macht> [abgerufen am 11.06.2015].

Weiterführende Links

BeWelcome: <http://www.bewelcome.org/>

Contraste (Monatszeitung): <http://www.contraste.org/>

Hitchwiki (Tipps für das Trampen): <http://hitchwiki.org/>

trustroots: <https://www.trustroots.org/>

WWOOF (World-Wide Opportunites on Organic Farms): <http://www.woof.de/>

Kai-Uwe Konnerth hat an der Universität Hamburg ein Bachelorstudium in Ethnologie abgeschlossen. Er beschäftigt sich damit, Erfahrungen aus dem Studium mit konkreten Versuchen gelebter Utopien in Einklang zu bringen und Alternativen zur Alternativlosigkeit zu schaffen.